

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Donnerstag, den 27. November.

1924.

Die Dame im Rollstuhl.

(20. Fortsetzung.)

Roman von Sven Elvén.

(Nachdruck verboten.)

Franklin erblaute, ein steinharter Ernst legte sich auf sein Gesicht, aber dann lachte er — ein schneidendes Lachen, das wahr und echt klingen sollte.

„Das ist eine drollige Geschichte, wahrlich!“ sagte er darauf.

„Ja, die Pointe ist ausgezeichnet, nicht wahr?“ meinte Krag.

„Wie in aller Welt soll er denn hierhergekommen sein?“ fragte Franklin.

„Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat das Weib doch noch Zeit gefunden haben, ihr mitzuteilen, wo sie ihn eventuell zu suchen habe.“

„Und was ist aus Bedett geworden, der ihn bewachen sollte?“

„Das weiß ich auch nicht. Aber Sie kennen ja Lewis, der ist zu allem fähig. Sie sollten an Ihren Kameraden denken.“

„Wollen Sie den Schurken nicht verhaften?“

„Sehen Sie nicht hin“, sagte Krag, „er könnte sonst in Ihren Augen lesen, daß wir ihn erkannt haben. — Welche Beweise hätten wir gegen ihn, wenn wir ihn nun verhaften würden. Und außerdem sind wir auch nicht stark genug.“

„So telephonieren wir nach Polizisten.“

„Die Sache ist nicht ganz so einfach. Haben Sie zu dieser Tageszeit Zutritt zu Ihrer Gesandtschaft?“

„Ja, natürlich.“

„So gehen Sie sofort hin. Von dort aus können Sie alles leiten. Telephonieren Sie nach einem größeren Trupp Polizisten, die sich hier in der Nähe halten müssen. Dann nehmen Sie ein Auto und fahren so schnell wie möglich nach meiner Wohnung. Das Schicksal Ihres Kameraden beunruhigt mich.“

„Wann werde ich wohl zurück sein können?“ fragte Franklin.

Krag sah nach seiner Uhr.

„In einer Stunde.“

„Schreiten wir dann direkt zum Anfall?“

„Ja.“

„Aber welches ist das Zeichen?“

„Sie als Amerikaner erkennen ja den Geisterwalzer, wenn er gespielt wird, nicht wahr?“

„Ja, gewiß.“

„Nun, sobald ich ihn spielen lasse, fordern Sie Frau Habermann zum Tanz auf.“

„Aber wenn sie nicht hier ist?“

„Sie ist hier, darauf können Sie sich verlassen. Sie wird sich in Ihrer Nähe aufhalten.“

Damit nahm Krag den Amerikaner unter den Arm und ging mit ihm in den Ballsaal. Sie strichen an Frau Habermann und „ihrem Bruder“ vorüber, die in einer Ecke standen und eifrig miteinander sprachen.

Das edle Paar schickte den beiden Herren einen langen, forschenden Blick in den Ballsaal nach, wo die leicht gekleideten Damen und Herren in schwarzem Rock im Tanz herumwirbelten. Gleich darauf kamen auch sie herein. Frau Habermann ließ sich zum Tanz engagieren, „ihr Bruder“ aber stand beobachtend in der Tür. Er

schien sich für den Tanz zu interessieren. Wenige Minuten darauf war Mr. Franklin verschwunden.

Krag kam scheinbar zufällig in die Nähe der Musikanten.

„Haben Sie Ihre Instruktionen empfangen?“ fragte er den Pianisten.

Dieser nickte im Walzertakt.

In einer Ecke sah Fräulein Kelly Anderson. Man hatte viel von ihren amerikanischen Reichtümern erzählt, und da dergleichen seine Wirkung nie verfehlt und sie überdies außerordentlich sympathisch war, umschwärmten sie Herren und Damen und suchten sie durch Plaudern und Scherzen zu erheitern.

Sie amüsiert sich, dachte Krag, sie spricht ordentlich vor Tanzlust. So ist's gut, sie soll bald Gelegenheit finden, sich zu rühren.

Er streifte im Zimmer umher und stieß auch auf Frau Percivaline Hage.

„Sie sehen so besorgt aus“, sagte Krag, „ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? Das Fest scheint mir ja außerordentlich gelungen.“

„Ja, das wohl“, antwortete sie verdrießlich, „doch es beunruhigt mich, daß so viele Leute dazu kommen, die ich gar nicht kenne.“

„Ach, tatsächlich?“ fragte er mit einer Verbeugung, als sage er ihr eine Artigkeit. „Wen meinen Sie?“

„Zum Beispiel den Herrn mit dem roten Bart. Den habe ich noch nie gesehen.“

„Und wen sonst noch?“

„Nun, den Herrn, der dort mit Fräulein Stella tanzt.“

„Und wen noch?“

„Und der da am Klavier steht und Sie eben so aufmerksam beobachtete.“

„Kümmern Sie sich nicht darum“, beruhigte Krag sie, „das sind natürlich Freunde und Bekannte von den Gästen Ihrer Pension.“

In seinem stillen Sinn aber wußte er, daß es sich in Wahrheit anders verhielt. Der Feind sammelte seine Truppen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Hohes Spiel.

Asbjörn Krag schien mit großem Interesse dem Tanz zuzuschauen. Tatsächlich aber war seine schärfste Aufmerksamkeit auf die drei Herren gerichtet, die die Wirtin nicht kannte, und die sich ohne weiteres in die Pension eingedrängt und in das allgemeine Gewimmel gemischt hatten.

Keiner von ihnen achtete nun auf Krag. Einer war im Begriff, sich einen Grog zu mischen. Der Herr in der großgebühten Weste schien entzückt den Tönen des Walzers zu lauschen, und der dritte war voll auf beschäftigt, seine Dame zu unterhalten. Krag lächelte. Er wußte, daß man ihn trotzdem beobachtete. Er ließ sich nicht täuschen.

„Sind noch mehr da, die Sie nicht kennen?“ fragte er die Wirtin.

„So viel ich sehe, nicht. Doch diese drei sind nach

einander gekommen, also werden vielleicht noch mehr austauschen.“

Krag lachte.

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen“, sagte er, „diese Herren habe ich engagiert. Wundern Sie sich nicht, wenn heute abend etwas Besonderes geschieht. Sie wissen ja, da ich nun einmal hier bin, werden auch durch mich die Räder in Gang gesetzt.“

„Aber was soll denn geschehen?“ fragte sie ängstlich.

„Nichts, was Sie zu erschrecken brauchte, im Gegenteil, es ist ganz dazu angetan, Sie zu beruhigen, verlassen Sie sich darauf.“

„So werde ich Sie also im Auge behalten.“

„Ja, tun Sie das, und solange Sie mich ruhig sehen, können Sie es auch sein. Solange ich hier lächelnd umhergehe, können Sie sicher sein, daß es keine Gefahr hat.“

Er nickte ihr zu und entfernte sich.

In dem Gewimmel stieß er auf Stella, die am Arm eines Herrn hing.

„Kommt das Zeichen bald?“ flüsterte sie ihm zu.

„Ich habe kaum das Herz, Sie damit zu bemühen“, sagte er, „Sie sind gerade so vergnügt; es wäre möglich, daß das Zeichen ganz ausbleibt.“

„Aber quitt sind wir jedenfalls“, lachte die Dämin und glitt mit ihrem Herrn zu den tanzenden Paaren.

Krag ging in den Salon. Hier saßen einige Herren beisammen, unter ihnen „der Bruder aus London“, Harry Lewis. Er hatte die Bekanntschaft einiger Gäste gemacht und unterhielt sich ruhig mit ihnen, als befände sich alles in schönster Ordnung. Krag sah sich nach Frau Habermann um, doch sie war plötzlich verschwunden. Das machte ihn unruhig. Außerdem bemerkte er, daß einer der gemieteten Diener sich merkwürdig benahm. Er reichte ihm mit großem Eifer alle möglichen Spirituosen und erwies sich übertrieben angelegen in seiner Art, die Leute zu bedienen.

Er ist Nummer vier, dachte Krag. Und er konnte es in seinem stillen Sinn nicht unterlassen, Harry Lewis seine Bewunderung zu zollen für die Kunst, mit der er seine Truppen dirigierte. Er selbst sah wie eine Spinne mitten im Netz und bewachte das Ganze. Aber niemand konnte ahnen, daß dieser schlaue Kopf etwas anderes zu denken hatte, als in gemächlicher Ruhe seinen Kaffee zu schlürfen, an seinem Gläschen Likör zu nippen und sich die Zeit aufs angenehmste zu vertreiben.

Krag trat an den Tisch, an dem Lewis saß.

„Sie tanzen noch immer nicht?“ fragte er.

„Nein“, antwortete er, indem er ruhig die Asche von seiner Zigarre schlug, „ich kann noch immer nicht finden, daß besondere Umstände vorliegen, wie wir sie vorhin besprochen haben.“

Krag lächelte.

„Da ich auch nicht tanze“, sagte er, „könnten wir vielleicht gemeinsam einen angenehmen Zeitvertreib finden. Spielen Sie nicht?“

Zuweilen. Doch ich spiele nicht jedwedes Spiel.“

Asbjörn Krag nahm ein Spiel Karten von einer Etagerer und fragte, indem er gleichgültig die Karten mischte:

„Was würden Sie zu diesem hier sagen?“

Für die anderen konnten sich diese Worte natürlich nur auf die Karten beziehen, die er in der Hand hielt; Lewis aber verstand den verborgenen Sinn. In Wahrheit war es ihm ja während der ganzen Zeit völlig klar gewesen, daß Krag ihn durchschaute. Er antwortete mit einem Lächeln und einem vielsagenden Blick:

„Ja, das Spiel interessiert mich, aber wissen Sie, warum?“

„Nein, doch wüßte ich es gern.“

„Nun, weil ich in diesen Spielen stets gewinne.“

Die anderen Herren lachten, und Krag stimmte ein. „So verstehen Sie sich wohl gut auf das Kartenspiel?“ fragte er.

„Oder richtiger gesagt, ich spiele nur, wenn ich die allerbesten Karten in der Hand habe.“

„Sie rechnen also niemals mit dem Zufall?“

„Niemals, ich rechne nie mit phantastischen Werten.“

Die anderen Herren sahen sich verständnislos an, Asbjörn Krag aber sorgte sofort dafür, daß die Situation gerettet wurde, indem er vorschlug:

„Eine Partie Whist also?“

Der Amerikaner sah auf seine Uhr.

„Eine Partie von einer halben Stunde“, und fügte dann mit einem Blick auf Krag hinzu: „Ist Ihnen das recht?“

„Durchaus, in einer halben Stunde habe auch ich an etwas anderes zu denken.“

„So geht es Ihnen genau wie mir“, erklärte der Amerikaner. „Spielt einer der Herren mit?“

Es war keine Schwierigkeit, Mitspieler zu finden, und im nächsten Augenblick saßen vier Herren — Krag, der „Bruder aus London“ und zwei von den Gästen um den Spieltisch.

Die Karten wurden gemischt, und der Zufall wollte es, daß Asbjörn Krag und Harry Lewis einander gegenüber saßen.

„Da sehen Sie, wie der Zufall spielt“, sagte Krag, „nun sitzen wir einander gegenüber. Und nun gilt es für Sie, die vorzüglichen Karten zu bekommen, von denen Sie vorhin sprachen.“

Lewis schweig. Er sah prüfend in seine Karten und wehte mit ihnen wie mit einem Fächer.

„Das wird sich ja zeigen“, sagte er schließlich.

Und das Spiel begann.

Fortsetzung folgt.

Post.

Von Fritz Müller (Vartenkirchen).

Es gibt Wörter, die sind westumspannend. Die sind mehr als westumspannend, die sind zeitumspannend. Die sind rote Fäden in dem Riesenteppich, den die Kettenfäden „Welt“ mit den Schußfäden „Zeit“ gewebt haben. Wenn du an einem dieser roten Fäden ziehst, so reißt du von dem Teppich ein gewaltiges Stück Vergangenheit und Gegenwart mit auf.

Ein solches rotes Fadenwort heißt „Post“.

Wenn du „Post“ sagst, zerrst dein Wort am Teppichrand der Vergangenheit ein paar Verbindungsfäden. Ein feiner Staub fliegt auf und wirbelt ein verblabtes Bildchen mit empor.

China vor so und so viel tausend Jahren. Ein Teefeld steht und duftet in der heißen Sonne. Ein Jüngling ruft von einem Strauch ein Teeblatt, eräbht mit dem Griffel Zeichen ein, hält sie ein und sinnt, schreibt weitere Zeichen — Ruderschläge auf dem Vangate. Ruf und Gegenruf vom Ufer und vom Schiffelein. Der Jüngling übergibt dem Mann im Boot ein Teeblatt, hart in Seide gewickelt. „Bring's hinab den Vangate — eine Stadt ist an der Mündung — da, wo sie aufhört, stehen fünf Eucalyptusbäume am Ufer einer Teefarm — frag dort nach dem Mädchen, das von hier gekommen ist, und gib ihr diesen — Brief.“ Der Bote nickt, die Ruder tauchen wieder in die gelben Fluten. . . . Welch eine fern vergangene Post, welch alter staubverfallener Brief, welch ein geruhiger Träger eines Briefes.

Das war am Teppichrande der Vergangenheit. Der Teppich hat auch einen Rand der Gegenwart. Auch an diesem hat dein rotes Fadenwort gesuft.

„Post“ sagtest du, und vom Kontinent löst sich ein ungeheurer Dampfer.

„Dalt noch nicht!“ Nur eine kleine Schraubenwendung hat das Riesenschiff gemacht. Geduldig steigt es wieder da und wartet. Eine geschwinde Brücke schlägt sich vom Kai in den Leib des Schiffes. Wagensrollen darüber, hochbehaft mit Säcken. Unaufhörlich gehen diese Wagen hin und wider und werfen ihre Fracht in den Koloth. Der hält sein Maul geöffnet. Bist du noch nicht satt? Endlich sind 5000 gleiche Säcke in dem gähnenden Mund verschwunden. Das Maul klappt zu die Brücke fällt. Die 5000 Säcke sind das Letzte, was das Schiff vom Kontinent erlitten hat. Jetzt tutel's, die Schraube peitscht das Wasser. Wollen tauchen aus den schrägen Kaminen — hinaus geht's auf das Weltmeer, einem neuen Kontinent zu. Oben auf dem Schiffe winken Lulende von Wanderern der alten Heimat Abschiedsrübe zu. Und im Leib des Schiffes sängt es an zu rascheln: 5000 Postsäcke zu je 60 Pfund, prall gefüllt mit Briefen und mit Druden, werden für die neue Welt geöffnet. Ein Strom von 300 000 Pfund an Briefen quillt heraus. Fleißige Hände wühlen sich durch sie hindurch, sortieren sie und ordnen sie — es raschelt und es raschelt . . .

Das war am Teppich der Gegenwart.

Und zwischen den beiden Rändern der Gegenwart und der weitesten Vergangenheit hat dein Wort „Post“ noch hunderttausend andere Verbindungsstäben angesogen, die sich leise rühren:

Affrische Boten siehst du auf Pferden reiten. Staub siehst du wirbeln hinter den Rädern von Postwagen auf persischen Straßen. Hochbehaft siehst du Kamele durch Ägypten schreiten. Einen griechischen Läufer siehst du liegen vom Schlachtfeld Marathons, hörst du in Athen schreien: „Sieg!“ und siehst ihn dann zusammendrehen. Auf den Römerstraßen siehst du's hinter den Legionen ziehen: die römische Post. Die Alpen siehst du mit Napoleon überschreiten. Gelb rollt Thurn und Taxis durch die Lande. Der Schwager Postillon steigt auf den Bod. Schnell in den dieen

Wagen schlüpft das Hochzeitspaar. Das Posthorn schmettert wieder in die Weite. Da braust der eiserne Pfiff einer Lokomotive über die Welt und löst das Posthorns Töne aus. Die Eisenbahnpost flüstert in knatternden Räder über die Welt. Täglich, nächtlich. Drinnen ist ein Mann und wirft hastig Briefe in die Fächer eines Schranzes. Ein Briefträgeraal tut sich auf. Tausend Fäden schlängeln sich hinein, heraus.

Ein Zeitungszug verläßt am Nachmittag London. Zeitungen der ganze Zug, nur Zeitungen. Der Zug hat keine Zeit zu halten. Nur etwas langsamer fährt er durch die Stationen. Zeitungsbündel fliegen heraus in aufgesprante Netze. Nacht ist es, wenn der Zug durch Schottland braust. Tag aber ist es, wenn der letzte Mann im Königreich seine Zeitung zum Kaffee liest.

Ein besonderer Saal im Postgebäude. „Pneumatische Post“ steht am Eingang. Patronenbüchsen werden vollgestopft mit Rohrpostarten. Sinein die Hülse in die Röhre. Auf einen Knopf gedrückt, ein großes Rad dreht sich, saugt aus der Röhre Luft aus, und wie ein Pfeil schießt die Patrone durch die Erde unter der Stadt hin an ihr anderes Ende.

Der Briefträgeraal stößt seine Tore auf. Uniformen strömen bunt heraus. Dicke Brieftaschen an Lederrücken wandern durch die Straßen, schüttern an rhythmisch bewachten Hüften, steigen über Treppen, bleiben stehen, drücken auf Klingeln, blättern ein paar weiße Vierecke ab, steigen höher, gehen zurück und wandern aufs neue durch die Straßen, unermüdet, unermüdet. Sommers über, rann das Pflaster brennt. Winters über, wenn es unter ihnen knirscht von schwer getretenem Schnee.

Eine losche schwarze Ledertasche mit dem silbernen Posthorn darauf sah ich durch ein Gartengitter gehen, vor einer herrschaftlichen Villa zweifelnd bei zwei Emailschibern stehen: „Aufganga für Diensthofen und für Lieferanten dort.“ — „Aufganga für Verpfändeten.“ Ich weiß nicht, welchen Weg die Tasche wählte. Für sie war jeder Weg der rechte: die schwarze Tasche mit dem silbernen Posthorn hat in der weiten Welt gedient, geleistet und geherrscht.

Das rote Fadenwort, die Post, steigt ins Gebirge. Ich sehe eine alte Frau, die Botenwahn, seit vierzig Jahren einen schmalen Saumweg gehen, hoch hinauf in die einsamen Gebirgsdörfer. Raht erer Mitleid mit der Alten nur zubaule. In vierzig Jahren müde werden, im Dienste eines gewaltigen Herrschers müde werden so sich Post nennt. Ist kein Unalid, sondern eine Ehre.

Das rote Fadenwort, die Post, knüpft einen Knoten zu Neujaht. Versteht nicht, deinem Nächsten etwas Gutes zu wünschen, heißt der Knoten. Und die Post trägt die Millionen Wünsche treu und sorgsam in die Welt.

Das rote Fadenwort, die Post, hat ein paar Tage vorher Berge aufgetürmt von Schachteln und Paketen. Still verschwiegen legt sie die Pakete unter den Lichterbaum und hat kein Quentchen von der Liebe, die mit den Paketen reist, unterwegs verstopft.

Das rote Fadenwort, die Post, zieht an Millionen Schaltern die Schieberfenster auf und spricht zu den Begehrenden diensterbereit: „Sie wünschen, bitte?“ — „Und Sie?“ — „Der Nächste, bitte.“

Da hinten klopft einer Briefe. Sein Hammerstempel fliegt im Takte zwischen Stempelfüssen und den Briefen hin und her: Briefe—Kissen. Briefe, Briefe—Kissen. Briefe, Briefe.

Und der Hammerstempel schlägt gleich auf eine Freudenbotschaft und auf eine Todesanzeige. Unter dem Stempel sieht die Welt mit aller Lust und allem Schmerz hindurch. „Ist alles gleich und alles menschlich.“ Klopft der Stempel.

Und das rote Fadenwort, die Post, greift in die Breite. Nebenäden reißt es auf und mit: den Telegraph, das Telephon, das Kabel.

Durch des Weltmeers Tiefe zittern die Depeschen. Um die Kontinente zittern Worte an den Drähten.

Fort den Draht — die postliche Depesche knattert ohne Draht durch den Weltraum.

Das Telephonnetz breitet eine enamalschige Kupferhaube über die Stadt. Und in den Maschen fangen sich der Stadt Gespräche und Gedanken. Und dazwischen sitzen sie in langen Reihen, die blauen Dienerrinnen ihrer Majestät der Post: „Hier Amt, welche Nummer, bitte?“

In Australien quert ein kühner Forscher jenen Erdteil. Er hat sich verirrt. Die Wüste gähnt ihn an. Kein Wasser mehr. Da drüben lauert schon der Tod. Weiter schleppt sich der Todgemeißte. Da — geht ein metallisches Blitzen über den Wüstenland. Ein Draht, ein Telegraphendraht. Und dort ein Posten. Was nützt ihm Draht, was nützt ihm Posten? Hundert Kilometer weit von Menschen, denen er kein Wort durch diesen Draht senden kann. Zum Vable schleppt er sich. Am Vable will er sterben. Auf schaut er noch einmal. So selten glänzt der Draht zu ihm herab. Was will er noch von ihm? Und plötzlich fahrt er's: die Post spricht durch den Draht zu ihm. „Schneide mich durch.“ Sagt sie. Und mit den letzten Kräften klettert er hinauf. Ein Messer glänzt und haht und läßt und schneidet. Die Leitung funktioniert nicht mehr, zum Donner.“ Sagt auf der letzten vorgeschobenen Telegraphenstation ein Beamter und klopft unmutig auf den Apparat. „Der Schaden kann nach meinem Galvanometer höchstens hundert Kilometer weit sein. Machen Sie sich auf, George, und reiten Sie.“ Und George ritt und fand am Posten einen, den er noch mit knapper Not dem Tod entriß.

So hat das rote Fadenwort, die Post, auch einen auf-geseigt, den es vom Tod zum Leben leitete.

Falblaub und späte Blüten.

Von Alwin Nath.

In früheren Jahren, wenn Frau Sonne einen Sommer lang uns ungeteilt ihre Liebe zuteil werden ließ, daß wir braun gebrannt wurden, ohne in einem Seebad geweien zu sein, daß der Asphalt zuletzt butterweich unter den Rädern der Droschken und Fuhrwerke hervoraustrat — da war nicht selten das Laub auf den Bäumen im Innern der Stadt schon Ende Juli fall und dürr und hing müde und doch nicht herben müde von den noch lasttreibenden Ästen herab. In diesem Jahr, wo die Sonne uns nicht so verhätschelte haben die Bäume länger ihre Frische behalten und sind an manchen Stellen fast noch so kräftig im Grün wie die Wipfel dranken an den kühleren Seen wo vom tödlichen Hauch des Herbstes noch nicht allzuviel zu spüren ist. Die Buchen und Eichen wollen so recht noch nichts vom Verdorren und Verbleichen wissen. Hin und wieder opfern sie in einem Windschauer ja auch schon einige falbe Blätter — nur im Schilf, in das sich öfter ein mordlustiger Sturmhauch mit wilder Lust am Rauschen und Brausen niederstürzt, zittern an den äußersten Spitzchen fable aebliche Wimpel. Und mähte aus einigen früher welt werdenden Baumkronen der Herbst auch schon seine Schauer brauner Blätter, manche Blumen blühen deshalb doch nicht weniger frisch — denn für sie beginnt erst im Herbst unterm welken Todesmantel der Natur der Frühling und das volle Leben. Da bricht die Herbstzeitlose diese lastsam verführerische Blumenköhne mit dem aistischen Herzen in ganzen Heerscharen aus den Wiesenflächen und wie lachendes Wangenrot leuchtet es über die grünen Weiden hin — in denen die Rube ihre blöden Mäuler aufsperrt, aber wohlweislich keine von den „nackten Jungfern“ verweisen. So schön ihre vielbelungene Blüte, so häßlich nackt ist ihr Stamm. Die „nackte Jungfrau“ hat kein arünes Hemd an schamlos steht sie ohne jedes Blatt da — nur rosige Blütenblätter entfaltet sie der Sonne zu auf dem langen engen Stenael. Man sei ebenso schlau wie die blöden Rube und laße sich nicht weiter mit den „nackten Jungfrauen“ ein sie morden „siech mit ihrem Gift.“ Weniger gefährlich sind unter den tent ihre Pracht in unleren Gärten entfaltenden Blumen die kanadischen Goldruten. Wer die wie schon vollständig im Verwelkungsprozess schlapp dastehenden merkwürdigen Stauden sich plötzlich mit herrlichen Blüten bedecken sieht, staunt nicht wenig, denn die Blume sieht schon alle Blätter hängen. Nun aber ist der Frühling ihrer Blüte über sie gekommen, und wie in einem Glückschauer hebt sie alle Blätter in ihren dicht aufgeschossenen Sprossen empor, deren Laub nur den Sommer über herabbing, um das Regenwasser rasch abzu-leiten; denn die Goldrute, die nun ihre winzigen Blütenkörbchen zu Tausenden und aber Tausenden auf zarten Stengel in doldigem Aufbau erschließt ist eine recht wasser-schneue Schöne. In einem Gebüsch aber wo die Blüten wirklich verwelkt sind, da scheint es jetzt wieder von unmaßlihen noch röteren Blüten zu blühen: in den Sträuchern der Decken-rose. In dem lahlen, schwarzen Dornackit hängen wie viele schwere Blutstropfen die prallen Hagebutten in ihrem lastigen Rot — diese bösen Früchte die kleine Jungen besonders gern haben; sie treuen die Härchen der Samenförner denen mit Vorliebe in den Naden, die sie besonders lieben — die aber wissen sich unter der wahnwitzigen Juderei nicht genug die Arme auszurenken. Sehr schöne sinnige Saamen werden von den Hagebutten erzählt. Wer etwas Liebes hat, das ihm in allen Dingen gefällt, von dem er aber nichts erzählen darf, soll Hagedorn tragen, denn der hat die Art, daß er sie freundlich er auch auslehen mag sich wegen seiner Dornen doch nicht anrühren läßt.“ Statt wie bei uns „auf den Hagedorn“, verwünscht man in Osterreich Leute die man als Ungeziefet betrachtet, auf den Hagedornberg. Die Hagebutten heißen dort nämlich Hetscherln. Dieser Hetscherln ist wenn man ihn auf der Karte auch nur sehr schwer findet, bestimmt mindestens so weit weg wie das Land in dem der Hetscher wächst. Wenn ihn auch niemand recht beschreiben kann, da niemand noch von dort zurückkehrt ist, so weiß man doch bestimmt in Osterreich, daß es dort entlich lanameitig und öde ist — nichts als Hetscherln hat man dort zur Gesellschaft, und tief in ihren Dornengefängnissen sitzen da die ar-schwächigen Weiber, und die können einen auch nicht unter-halten, da sie den Mund mit Dornen gefüllt haben.

Vorstadtwinter.

Erde und Himmel ein gleiches Grau.
Dunst schwellt auf blinden Dächern.
Ein träger Wind um die Bäume schleicht.
Die starren fahl und knöchern.

Tropfender Regen feuchtet den Grund,
Der Gasse Graulumpenkleid.
Mit Rabenflügeln auf bagerem Alt
Soht schwarz die Traurigkeit.

Da wagt in dem dämmertrüben Tag
Raum ein Farbenschein zu erblicken.
Auch das nachborlich rote Ziegeldach
Will im Nebelbrauen ertrinken.

Und ich selbst ertränke in Nismut und Grau.
Wie die Straße, der Hof und der Garten.
Wenn mein freundlich glühender Ofen nicht wär
Und das helle Frühlingserwarten.

Heinrich Pets.



Der Magnus-Effekt und das Flettner-Schiff.

Die erste wissenschaftliche Veröffentlichung über die Erkenntnis, daß ein rotierender Körper, der von einem Seitenwind getroffen wird, einen Seitenforttrieb erhält, hat der Berliner Experimentalphysiker Magnus, der Vorgänger von Helmholtz, in Bossenbors Annalen unter dem Titel „Über die Abweichung der Geschosse“ veröffentlicht. Es war festzustellen worden, daß Geschosse, die aus einem gewissen Lauf abgefeuert werden, von ihrer Bahn abweichen, und zwar dann, wenn sie sich nicht genau in der Tangente ihrer Flugbahn bewegen, also sozusagen einen Seitenwind erhalten. Dieser Seitenwind war es, der, wie Magnus an einer Versuchsschleife feststellte, die Abweichung verursachte. Später hat ein Engländer, Lord Kelvin, in einer Abhandlung „The irregular flight of a tennis-ball“ über ähnliche Erscheinungen an Tennisbällen gesprochen.

Die Göttinger Aerodynamische Versuchsanstalt wiederholte Ende April 1923 die theoretischen Versuche von Magnus, da sich die von ihr entwickelten Klein-Drehstrommotoren für solche Versuche besonders eigneten. Es war nicht an eine praktische Anwendung dieses Effektes gedacht, sondern die Herren lehnten sogar eine solche Anwendung ganz strikte ab. Trotzdem lag nach den Göttinger Versuchen die Gefahr nahe, daß von anderer Seite eine Anmeldung auf diesem Gebiete erfolgen könnte. Deshalb meldete Flettner im Anschluß an das im Jahr 1922 genommene Patent nochmals den rotierenden Zylinder als solchen an und stellte auch sofort mit einem kleinen Boot, das mit einem Papierschiffchen versehen war, den ein Uhrwert in Rotation versetzte, auf dem Wannsee Versuche an, die zu ganz überraschenden Ergebnissen führten. So sah Flettner keine aus theoretischen Erwägungen entsprungene Ansicht über die Verwendbarkeit des Magnus-Effektes zum ersten Male durch einen praktischen Versuch bestätigt. Kurz darauf gab die Flettner-Gesellschaft der Aerodynamischen Versuchsanstalt in Göttingen den Auftrag, ein von Flettner aufgestelltes Versuchsprogramm mit dem rotierenden Zylinder und dem Segel durchzuführen. Diese Versuche, die im Laufe eines halben Jahres durchgeführt wurden und den Rotor in jeder Hinsicht unterzogen, hatten folgende Ergebnisse:

1. Die Quertriebswirkung des Rotors war eine so hohe, daß sie bei gleicher Fläche die eines Segels im Versuchskanal um das Zehnfache überwoog. Allerdings wurde diese Wirkung erst nach der Anbringung der auf dem Schiff selbst erkennbaren Endscheiben erzielt, die Flettner zu praktischen Zwecken vorschlug und deren Wirkung weiter unten erläutert wird.

2. Der Widerstand der ruhenden Zylinder ist bedeutend geringer als der der alten Tafelgale ohne Segel. Dies ist insbesondere auf den Umstand zurückzuführen, daß es bei den Flettner-Motoren sich um ziemlich dicke Körper handelt, deren Widerstand nach einem strömungstechnischen Gesetz nur ein Drittel des Widerstandes eines Segelmastes oder eines Laues beträgt.

3. Die Versuche ergaben, daß die Haut des Rotors sich etwa mit 3-facher Windgeschwindigkeit bewegen muß, um den höchsten Wirkungsgrad und die höchste Forttriebskraft bei einem bestimmten Winde zu erreichen. Es kommt bei der Forttriebskraft nicht auf die herrschende Windgeschwindigkeit selbst, sondern auch weiterhin auf das Verhältnis von Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders zur Windgeschwindigkeit an. Je größer dieses Verhältnis wird, bis zu der schon erwähnten Grenze von etwa 3:1, desto stärker wird bei einem bestimmten Winde die Forttriebskraft sein. Es geht daraus ohne weiteres hervor, daß das Aufkommen eines stärkeren Windes, der dem Segel so gefährlich wird, für den Rotor ohne Bedeutung ist. Wenn der Flettner-Rotor mit einer bestimmten Geschwindigkeit rotiert und der Wind stärker wird, dann wird das Verhältnis von Umfangsgeschwindigkeit des Zylinders zu Windgeschwindigkeit ungünstiger, und zwar in dem Maße, daß die Forttriebskraft trotz stärkeren Windes nicht erhöht wird. Der Seemann kann also durch die Einstellung einer gewissen Umfangsgeschwindigkeit des Rotors die Kraft, die auf dem Rotor selbst wirkt, begrenzen. Er hat einen aufkommenden Sturm nicht mehr zu befürchten.

Die einfachste Erklärung des Magnus-Effektes ist folgende:

Wenn die Strömung auf einen rotierenden Zylinder auftrifft, dann bewegt sich die eine Seite der Zylinderhaut mit der Strömung, die andere gegen die Strömung. An der Seite, die sich mit der Strömung bewegt, entsteht keine oder doch wenigstens eine geringere Reibung zwischen Strömung und Zylinderhaut. Die Strömung, die den heftigeren Weg sucht, wird also in der Hauptachse an dieser Seite vorbeiziehen und die Gegenfläche, die durch die gegenläufige Bewegung erhöhte Reibung erzeugt werden. Sie wird also um die eine Seite herumgehen, mit anderen Worten, es entsteht die künstliche Zirkulationsströmung, die bei dem Flächensegel sozusagen von Natur aus gegeben ist. Gegenüber dem Flächen-

segel hat jedoch diese Zirkulationsströmung den Vorteil, daß sie eine viel höhere Beschleunigung der Strömungsteilchen hervorruft und daher einen viel stärkeren Unterdruck, wie er bei einer Fläche nicht möglich ist, erzeugt; denn sobald bei einer Fläche ein gewisser verhältnismäßig niedriger Unterdruck erreicht wird und man durch weitere Anstellung der Fläche in der Strömung noch mehr Unterdruck erzeugen will, reißt plötzlich die Strömung ab, d. h. es entstehen schädliche Wirbel, und das Unterdruckgebiet ist praktisch vollkommen verschwunden. Deshalb darf man ein Segel, einen Flugausläufer usw. nur bis zu einem gewissen beschränkten Grade zur Strömung anstellen, da darüber hinaus die Wirkung sehr stark abnimmt. Nach einer Theorie von Prof. Prandtl von der Aerodynamischen Versuchsanstalt der Universität Göttingen ist dies darauf zurückzuführen, daß sich in der Nähe des Segels oder der Tragfläche eine dünne, träge Reibungsschicht bildet, die sogenannte Grenzschicht, welche aus verschiedenen Gründen ein starkes Anziehen des Unterdruckgebietes hindert. Da, wie schon bemerkt, bei dem rotierenden Zylinder auf der einen Seite keine Reibung vorhanden ist, kann sich diese Reibungsschicht auch nicht bilden, der plötzliche Unterdruckanfall kann also ungehindert vor sich gehen. Die Grenzschicht-Theorie ist eine Hypothese, die bis zu einem gewissen Grade eine befriedigende Erklärung des sogenannten Magnus-Effektes neben kann.

Die mitrotierenden Endscheiben, die sich auf den Türmen befinden, sollen verhindern, daß in das hohe Unterdruckgebiet die äußere Luft eindringt und so dieses Vakuum bis zu einem gewissen Grade ausgleicht. Diese Endscheiben tragen dazu bei, daß die Wirkung der Flettner-Rotoren um ein Mehrfaches erhöht wird.

Die Entdeckung des Kalziumkarbids.

Trotzdem die vielfache Verwendung des Kalziumkarbids kaum einige Jahrzehnte alt ist, trotzdem seine erstmalige Darstellung kaum um das Doppelte von Jahren zurückliegt, ist über die Anfänge der Untersuchungen und der technischen Anwendung dieses Stoffes verhältnismäßig wenig bekannt gewesen. Es darf angenommen werden, daß das Kalziumkarbid im Jahre 1840 von Hare entdeckt wurde, der es aus Quecksilbercyanamid darstellte, die chemische Zusammenlegung des Stoffes aber nicht festlegen konnte. 22 Jahre später gelangate Wöhler durch Erhitzen eines Gemisches von Kalk, Zink und Kohle bei sehr hohen Temperaturen zu einer Kalziumzinkverbindung, aus der nach Verdampfung des Zinks und Einwirkung der Kohle das, wie sein Name sagt, aus Kalzium und Kohlenstoff bestehende Kalziumkarbid entstand. In eine industrielle Ausbeutung der neuen chemischen Verbindung war aber noch lange nicht zu denken, denn die Herstellung kam der nötigen Wärmequellen halber viel zu teuer. Wieder vergingen 30 Jahre, bis durch Moissan die billigere Heizart, der elektrische Ofen, zur Laboratoriumsdarstellung benutzbar wurde. Bei 300 Grad zerlegt die Kohle rasch den Kalk in seine Bestandteile (Kalzium und Sauerstoff) und vereinigt sich dann mit dem Metall zu rotglühendem, flüssigem Kalziumkarbid. Durch diese Darstellung gebührt Moissan der Ruhm, den Grundsatz der technischen Fabrikation des Kalziumkarbids entdeckt zu haben. Ein Jahr später gelangate (wieder ein Beispiel der Duplizität der Ereignisse) zu fast gleicher Zeit in Amerika und Frankreich es Thomas Leonard Wilson und Louis Michel Bullier, den Weg zu finden, der die industrielle Verarbeitung des Kalziumkarbids möglich machte.

Hundert Jahre Aluminium.

Das Geburtsjahr des Aluminiums ist das Jahr 1824. Schon im 18. Jahrhundert waren allerdings wichtige Vorarbeiten geleistet, aber die erstmalige Gewinnung reinen Aluminiums geschah im Jahre 1824 durch den Chemiker Berzelius. Die Herstellung war damals jedoch so teuer, daß sie nur als Liebhaberei betrieben wurde. Sehr langsam wurde die Technik der Herstellung vervollständigt. Napoleon III. errichtete in Frankreich eine Fabrik, die zwei Kilogramm täglich lieferte. Das war das erste Ereignis. Man sprach allgem. davon, daß es gelungen sei, Silber aus Tonerde zu gewinnen. Im Jahre 1883 betrug die Gesamtproduktion an Aluminium nicht mehr als 2000 Kilogramm, 1888 etwa 40 000 Kilogramm. Dann steigerte sie sich sehr schnell; 1892 betrug sie 500 000 Kilogramm, 1900 schon 7 Millionen Kilogramm. Im Jahre 1920 war sie auf 160 Millionen Kilogramm angewachsen. Im gleichen Verhältnis wie die Produktion stieg, sank der Preis. Im Jahre 1852 betrug er noch 4800 Mark für ein Kilogramm, im Jahre 1886 schon nur noch 70 Mark, 1911 nur noch 1 Mark. Aluminium wird aus Tonerde und Kryptolith durch Elektrolyse gewonnen. Deutschland steht mit sechs großen Aluminiumwerken ziemlich an der Spitze der Aluminiumproduktion.